Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 36

Artikel: Eine Bergtour ins Berner Oberland

Autor: Braun, O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640496

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gebete glichen. Sie klagte sich an, sich gegen den geliebten Mann vergangen zu haben, indem sie an ihm gezweifelt, sein großes Herz nicht verstanden zu haben, das für die Menschheit schlug, als sie es nur für sich haben wollte.

Oft aber überkam sie eine solche fürchterliche Leere, daß sie nicht anders konnte als weinen. Sie wünschte tot zu sein, um dieser innern Einsamkeit zu entrinnen. Immer wieder leuchtete jedoch ein Hoffnungsschimmer in ihr auf: Es war ihr vielleicht doch vergönnt, an der Seite des geliebten Gatten zu sterben wie eine Heldin. Warum auch nicht? Das Schicksal konnte ihn hierherführen, das Schlachtfeld war ja nicht so weit. — In ihrer erregten Phantasie sah sie tausend Möglichkeiten, sie sah ihn verwundet, fand ihn mit Hülfe des Hundes, brachte ihn in sein Haus — —. Es wurde ihr wie zur fixen Idee.

Drei Wochen lang erhielt weder Hilda noch Colette eine Nachricht. Da kam eine Karte von René. Diese meldete:

M. L. Nun ist auch meine Stunde endlich gekommen. Wir sind der Stätte des fürchterlichen Gerichtes so nahe, daß uns die Kugeln um die Ohren pfeifen. Ich bin glücklich, Du weißt warum. Es lebe Frankreich! Dein René.

Diese Karte war erst vor acht Tagen geschrieben worden; es schien ihr, sie fühle einen Hauch von Renés Atem.

Am nächsten Morgen hörte Hilda ein dumpfes Donnern, als es eben zu tagen begann. Sie horchte lange mit angehaltenem Atem und begann dann ruhig zu überlegen. Nun erwachte Colette, die im Bette neben ihr schlief. Frau Lamien riß die Augen groß auf, stützte sich mit den Ellenbogen in die Kissen: sprang dann auf und rief:

„Jesus, die Kanonen! Nun kommt der Feind! Nun kommt der Feind! Wir müssen fort, fliehen, wir müssen fort!"

Hilda entgegnete ruhig: „O, ma chère, fürchten Sie sich doch nicht, denn nun heißt es Sieg."

Aber Colettes Knie zitterten so sehr, daß sie sich nicht aufrechtzuhalten vermochte. In größter Aufregung sprach sie mit bleichen Lippen:

„Wir müssen fort! Stehen Sie auf, wir müssen fort. Wir haben schon zu lange gewartet, ich will keine Minute länger bleiben! Fort, fort! Hilda, Hilda, stehen Sie doch auf!"

Hilda ging zu ihr hinüber, umarmte sie und sprach standhaft und ruhig:

„Ich bleibe hier und denke an meinen Mann, der kann auch nicht davonspringen, wenn die Kanonenkugeln kommen."

Colette hörte gar nicht, sie lauschte auf den regelmäßigen dumpfen Donner in der Ferne und begann wieder: „Ich will nach Savoyen, meine Eltern sterben vor Angst. Ich bin es ihnen schuldig, ich muß fort."

Hilda faßte ihre Hände und zog die Verängstigte an sich: „Denken Sie doch, Ihr Mann ist vielleicht dabei und René auch. Die Soldaten müssen ihr Leben einsetzen und wir sollten fliehen? Colette, nun kommen erst die großen Stunden und wir müssen beweisen, daß wir mutige, unerschrockene Französinnen sind. Wir haben schon so viel ausgehalten, was kann denn noch geschehen?"

Aber Colette unterbrach sie: „O, Ihre Stimme zittert auch, sprechen Sie nicht so, Hilda, Sie denken anders, Sie wollen nur nicht zugeben, daß sie auch verzweifeln. O Gott, es ist vielleicht schon zu spät!"

Hilda schwieg nachdenklich. Colette sah mit bittenden Augen zu ihr auf und frug: „Warum schweigen Sie?"

„Ich frage mich, was aus Frankreich werden sollte, wenn die Männer auch so schnell den Mut verlieren würden wie wir."

„Das kümmert mich nicht, wir sind arme, schwache Weiber und dürfen uns nicht dem rohen Feinde preisgeben."

„Und ich vertraue auf Frankreichs mutiges Heer!"

„Um Gotteswillen, wir verlieren die Zeit mit müßigem Reden, während es unsere Pflicht ist, uns in Sicherheit zu bringen, ja, unsre Pflicht!"

„Wenn wir Frauen von Helden sein wollen, dann dürfen wir nicht vor Kanonendonner zittern wie Kinder."

„Denken Sie, was unsere Männer sagen würden, daß wir so unvorsichtig sind, so wahnsinnig geradezu."

„Mein Mann wird mich loben, das weiß ich."

„Das ist ja nicht denkbar! Er kann doch nicht wünschen wollen, daß Sie auf Gnade oder Ungnade sich ergeben, sich der Gefahr aussetzen, von den Deutschen vergewaltigt zu werden. Er müßte ja rein den Verstand verloren haben."

„Colette, glauben Sie wirklich so wenig an den Sieg unserer Armee? Sie sprechen so, als müßte für uns schon alles verloren sein, als würde der Feind nur vordringen und nicht zurückgeworfen werden."

„O, ich glaube an nichts mehr! Mein Mann sagte schon am Tage der Mobilisation, er fürchte, wir seien nicht kriegsbereit, könnten den Deutschen unmöglich den nötigen Widerstand bieten, die Engländer hätten ja keine nennenswerte Armee, um uns wirklich eine Stütze zu sein, und die Tatsache, daß die Deutschen überall siegen, ist nicht zu leugnen. Ich glaube an nichts mehr, an gar nichts mehr!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bergtour ins Berner Oberland.

Von O. Braun.

Bergsteigergemüt, was für ein seltsam, wunderlich Ding du bist! — Quälendes Heimweh frißt dir am Lebensmark, wenn du in Alltagsgeschäften gebunden aufblickst zu den Bergen, wo deine Seele wohnt. Mit Allgewalt treibt es dich immer wieder hinauf zu jenen ragenden Höhen, die zehrende Sehnsucht zu stillen, zu trinken in langen, tiefen Zügen vom Urquell ewiger Jugend, zu vergessen, was unten im Tale dich quält und beengt! — — — —

Ein herrlicher Sonntagmorgen! Die Wolken, die wir abends zuvor, anläßlich der Reiseprojektbesprechung, so aufmerksam und mit gebührendem Ernst betrachtet hatten, sind verschwunden, ein tiefblauer Himmel wölbt sich über uns und mit siegesgewissen Mienen, schwer bepackt, bepickelt und beseilt, fahren wir 8 „Jungfraubezwinger" hinein in den lachenden Morgen, Grindelwald zu. Dort wird im „Weißen Kreuz" angesichts der bevorstehenden

Oberes Eismeer.

Strapazen ein gehöriger Morgenimbiß eingenommen, die ersten Kartengrüße von Stapel gelassen, der noch fehlende Proviant ergänzt und sodann frischen Mutes der Bäregg zumarschiert.

Des öftern schweifen die Blicke auf das zu unsern Füßen liegende Gletscherdorf, ehrwürdig grüßt das Wetterhorn, das Wahrzeichen Grindelwalds, das in seinem elegant aufschießenden Bau an die Kühnheit und Feierlichkeit eines gotischen Doms gemahnt, zu uns herüber, der Kirchenglocken hehrer Klang tönt als letzter Gruß vom Tal herauf, allmählich verstummt auch er und nur des Wildbachs Rauschen singt sein uraltes, ewig junges Lied von der Größe und Schönheit der Schöpfung.

In zwei Stunden angenehmer Wanderung ist das heimelige Bergwirtshaus „Bäregg" erreicht. Ein Zauber fesselt hier das Auge, wie er intensiver kaum gedacht werden kann. Gerade vor uns strahlt die stolze, senkrechte, in blendender Reinheit schimmernde Fiescherwand, an deren Fuß der Fiescherfirn über jene dunkle Felspartie, das „schwarze Brett" oder die „heiße Platte" genannt, in gewissen Zwischenräumen, mit mächtig verhallendem Donner hinwegstürzt. Weiter schweift das Auge zu den weiß blinkenden Spitzen der Fiescherhörner, zum Eigermassiv mit dem unheimlich aussehenden Eigergrat, zum Eismeer hinüber, über dem das Zäsenberghorn, das Grindelwaldner Grünhorn oder Pfaffenstöckli, der Fieschergrat aufragen. Zur Linken ist das trotzig steile Schreckhorn mit den beiden Täubchen sichtbar, während rechts die imposante Felsbastion, Wildschloß genannt, und die dunklen Felshänge des Kalli, die Stiegen zur Berglihütte, einladend herüberwinken.

Wir kommen! Doch dauert's noch eine Weile, bis ein Jeder sein Quantum Ansichtskarten an Angehörige, Freunde und Liebste beschrieben und den schon beginnenden Durst durch kühlende „Umschläge" gelindert hat. In raschem Tempo wird jetzt das untere Eismeer, dessen Oberfläche allerdings sehr in „Grau" steht, zur jenseitigen Moräne überschritten und dann der steile Aufstieg am Kalli in Angriff genommen. Nach zirka zweistündigem, mühsamem Steigen setzen wir uns, in malerische Gruppen getrennt, die einen an der Sonne, die andern unter Schatten spendendem Fels, zur Mittagsrast nieder, lassen wohlig die Glieder sich dehnen und lauschen den jetzt fortwährend von nah und fern herniederdonnernden Lawinen. Kaum hat man sich so recht der Ruhe hingegeben — es ist immerhin schon eine Stunde verflossen — als das Signal zum Aufbruch die Schläfer und Träumer emporschreckt. Unentwegt geht's nun den letzten Teil des Kalli hinauf, wir gelangen auf die vorerst nur wenig geneigte Fläche des Grindelwaldner-Fiescherfirn, und diesen in der Richtung nach Westen durchquerend, zur Fiescherwand.

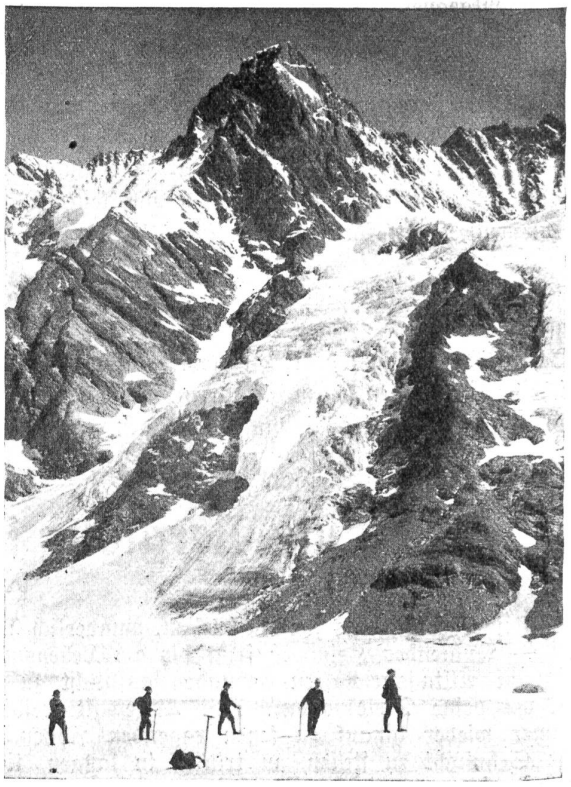
Doch was soll das bedeuten! Das vor kurzem noch so tiefe, reine Blau des Himmels ist einem unheimlichen Grau gewichen. Erst ferner, dann näher grollender Donner wird hörbar. Bald erschüttern mächtige, orkanartige Windstöße die Luft und innert wenigen Minuten hüllen schon schwarze Wolken die Spitzen der Berge ein.

Ein Regenschauer um den andern, mit Riesel untermischt, füllen die Pausen zwischen den einzelnen Windstößen in zuvorkommender Weise aus.

„Lokales Gewitter," tröstet unser Führer, Freund Hans, der in allen Sätteln Gerechte, „keine Gefahr," und hoffnungsfroh stapfen wir in dem schon weich gewordenen Schnee weiter. Der Reden Schwall ist verstummt, man hört nur mehr die tiefen Atemzüge der Steigenden, das Brausen des Windes, hie und da auch einen halb unterdrückten Fluch, dem Wetter geltend oder dem Vordermann, dessen voreiliger Schritt ein unliebsames Zerren des Seiles bewirkte.

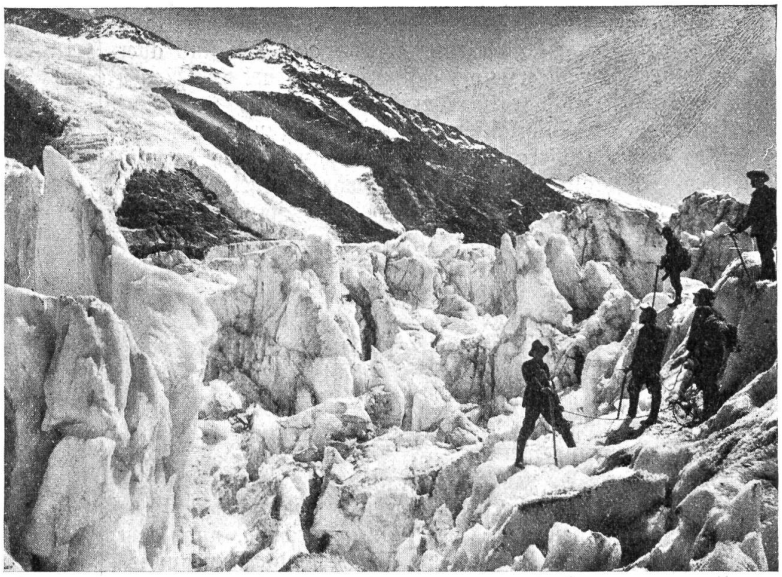
Jetzt sind wir an der Fiescherwand angelangt. Schrund um Schrund wird passiert, ein Schneehang um den andern bewältigt, aber die sehnlichst erwartete Hütte ist noch nicht zu sehen. Ein kalter West bläst aus vollen Wangen, die Nässe macht sich bereits unangenehm fühlbar und aus der herein brechenden Dunkelheit strecken die Nebelgeister ihre gierigen Krallen nach allen Seiten aus.

Endlich ist mit Aufbietung der letzten verfügbaren Kräfte die Fiescherwand hinter uns und nach einer kurzen, durch in den Felsen des Bergli angebrachten Eisenbolzen erleichterten Kletterei stehen wir, 9 Uhr abends, vor der 3300 Meter hoch gelegenen, der Sektion Bern des S. A. C. gehörenden Berglihütte. Nacht umfängt uns! Pudelnaß und schlotternd vor Kälte treten wir ein, in froher Erwartung eines guten Nachtlagers und im Wonnegefühl, die leiblichen Bedürfnisse endlich nach Herzenslust befriedigen

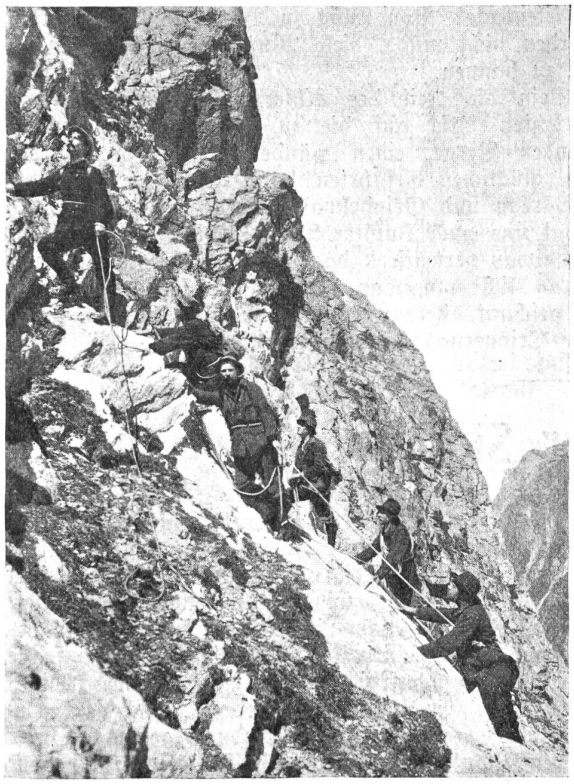


Grosses Schreckhorn.

zu können. Grausame Enttäuschung! In der Hütte, auf den Lagerstätten, wimmelt es von menschlichen Wesen, nirgends ein Plätzchen, die müden, ermatteten Glieder zur Ruhe zu legen. Die Situation wird tragisch. Unser Kamerad Christian, dem die Natur wohl eine Hühnengestalt, aber leider nicht dementsprechende Kräfte und Energien verliehen hat, zittert wie Espenlaub, klagt über Unwohlsein und Schüttelfröste und scheint in jenen Zustand zu geraten, in dem man selbst die köstlichsten Leckerbissen mit Entrüstung zurückweist, während der ihm gegenübersitzende Schicksalsgenosse in einen äußerst lebhaften Kampf mit seinem Beinkrampf gerät, über die durchnäßten Kleider wettert und ungestüm nach Kaffee verlangt. Nur Georg, der Unverwüstliche, setzt sich mit Galgenhumor über die mißliche Lage hinweg, stöbert nach dem Hüttenbuch und einem nicht vorhandenen Barometer, den Kameraden Heiri und Hans in gütiger Nachsicht die mühevolle Arbeit des Kochens überlassend. Das Wasser in den Apparaten brodelt. Und siehe da, ungeheißen, wie auf Kommando, sind auch die sechs nichtkochenden Brüder um den Tisch versammelt, harrend der Dinge, die da kommen sollen. Die Rucksäcke öffnen sich, die Lebensgeister erwachen, Witze fallen und die Stimmung steigt zusehends, bis aus dem Dunkel der Heulager heraus die schnarrende Stimme eines wohlgepflegten Basler-Alpinisten, ein vielseitiges Echo seiner Schlafgenossen nach sich ziehend, energisch nach Ruhe verlangt. Seinem in den Worten „Wänd er ächt bald Fürobig mache" ausgesprochenen Wunsche nachkommend, lassen wir es bei unserer Table d'hôte denn auch bei einem Gang bewenden, vertrösten uns auf bessere Zeiten und suchen uns für die Nacht so gut es geht einzurichten. Köstliche Situation! An einer Wand auf dem Boden, dicht ineinander gekeilt, liegen die Körper der drei unzertrennlichen Freunde, im alpinen Leben „Schrund", „Pickel" und „Wächte" benannt, jeder nach Kräften bemüht, einen geeigneten Stützpunkt zu finden. Der lange Christian, noch immer im Fiebertaumel und bis über



In den Séracs des Grindelwaldgletschers.



Kletterei am Zäsenberg.

die Ohren vermummt, einen bejammernswerten Anblick darbietend, hat auf einer Bank, mit dem Kopfe wenigstens, etwelche Unterkunft gefunden. Wo aber die drei andern ihr Nachtlager aufgeschlagen haben, ist dem Schreiber dieser Zeilen, der, in einem umgewendeten Stühlchen sitzend, mit nichtswürdigen Zahnschmerzen ringend, vergebliche Schlafversuche unternahm, ein tiefes Rätsel. Dunkle Schatten nur sieht er gespenstig hin und her eilen, hört leises Gekicher, so daß die Vermutung nahe liegt, daß diese drei Getreuen nach dem Grundsatz „Es Bett oder d's Geld ume" heimlich und in räuberischer Absicht auf der Jagd nach Decken begriffen sind.

Die Nacht scheint kein Ende nehmen zu wollen. Draußen gießt es noch unablässig vom Himmel herunter, auf dem Dache ein Trommeln und Prasseln, in das sich das Knirschen der geschlossenen Läden mit dem Stöhnen des Windes mengt. Aber wie alles auf Erden sein Ende findet, so wird uns auch hier endlich Erlösung zuteil. Der Morgen graut. Jetzt kommt Leben in die Hütte. Da und dort tauchen Gestalten aus den Tiefen der Heulager empor, Lichter flackern auf und liebliche Koseworte fliegen umher, die Suche nach verlorenen Schuhen und Strümpfen beginnt. Das Summen der in Tätigkeit getretenen Kochapparate wird hörbar. Von Zeit zu Zeit stapft einer der Führer ins Freie, nach dem Wetter zu sehen, Sie kommen leider alle mit demselben Bescheid zurück: „Es isch nid guet". Angesichts dieser wenig ermunternden Prophezeiung wird in schnell besammeltem Kriegsrate, wenn auch mit schwerem Herzen, beschlossen, von der geplanten Besteigung der Jungfrau abzusehen, den Vormittag über der Ruhe zu pflegen und das Weitere der Laune des Wettergottes anheimzustellen.

Um 9 Uhr vormittags tritt etwelche Aufhellung ein. Jetzt ist auch für „Schrund", „Pickel" und „Wächte" — andere Partien sind bereits ausgezogen — kein Halten mehr. Der Mönch wenigstens, so beteuern sie, soll dran glauben. Steigeisen und Pickel klirren, und schon stürmen sie dahin, begleitet von freundlichen Abschiedsworten: „Läbet wohl, häbet ech de guet, es luftet, Türe löh mer dänk grad offe, dir chömet ja doch grad wieder ume" . . . .

Noch einige Jauchzer von hüben und drüben und die drei sind unsern Blicken entschwunden. Den Vormittag verbringen wir Zurückgebliebenen abwechselnd mit Essen, Trinken und Schlafen und allerhand Retablierungsarbeiten. Besonders der „Chnüder" ist unablässig bestrebt, seinem Rucksack die noch fehlende Erleichterung zu verschaffen. Das Wetter hat sich gebessert, bereits bricht die Sonne durchs Gewölk,

neue Hoffnungen und Pläne werden wach. 12 Uhr mittags langen auch unsere Mönchstürmer wieder an. Sie sind aber nur bis zum obern Mönchsjoch gelangt, da Nebel und Regen ein Weitergehen nicht ratsam erscheinen ließen. Das gibt natürlich zu neuen Plänkeleien Anlaß. Was nun tun? Der Vorschlag eines Kameraden, aufzubrechen und nach der am Fuße des Schreckhorns liegenden Schwarzegghütte zu marschieren, um am kommenden Tage wenn immer möglich das Schreckhorn zu bezwingen, findet sofort allgemeine Zustimmung. Um 2 Uhr wird der trotz alledem lieb gewordenen Berglihütte Lebewohl gesagt, der Abstieg über das Bergli angetreten und der Grindelwaldner-Fiescherfirn in der Richtung Zäsenberg überschritten. Die am Fuße der Fiescherwand ziemlich zahlreich vorhandenen, oft mächtig weit klaffenden Schründe bieten uns nach der langen Ruhepause willkommene Abwechslung und müssen oftmals durch erhebliche Weitsprünge bezwungen werden. Freund Heinrich, eine fröhliche Hamburgerseele, der mit dem Verfasser in zu kurzem Abstand verbunden ist, hat hiebei reichlich Gelegenheit, treue Anhänglichkeit zu beweisen, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe", indem er durch die ihm fehlende Bewegungsfreiheit gezwungen ist, jeweilen gleichzeitig mit seinem Vordermann den Sprung zum „Jenseits" auszuführen. Unsere Photographen versäumen denn auch nicht, bei besonders „spannenden" Momenten ihre Apparate in Tätigkeit treten zu lassen. Am Fuße des Zäsenberg angelangt, stellt sich heraus, daß das von gewaltigen Séracs durchzogene obere Eismeer als Durchpaß zur Schwarzegghütte nicht ratsam ist, es wird deshalb rechts auf die Höhe des Zäsenbergs gehalten.

Die erste Partie dringt bereits mit Ungestüm nach oben, während die zweite sich noch am Fuße befindet, ihren Kameraden Gusti erwartend, der, der Seilbehandlung müde, sich freigemacht und seinem ziemlich periodisch auftretenden Starrsinn folgend, den Weg nach dem Wirtshaus Bäregg eingeschlagen hat. Da unsere Zeichen, nachzukommen, keine Beachtung finden, setzen auch wir den Weg fort. Das Wetter hat sich indessen wieder verschlimmert, bald gießt es wie aus Kübeln und über Stein- und Schneehalden geht's mühsam bergan, des Steigens kein Ende. Noch eine kleine Felskletterei, dann im Eilmarsch über Geröll und Schnee und die Schwarzegghütte kommt in Sicht. Nach Ueberschreitung des hier beinahe ebenen, aber von tiefen Spalten durchzogenen oberen Eismeeres treten wir 7 Uhr abends unter das schützende Dach der Hütte. Wir sind alle bis die Haut durchnäßt und die Schuhe geben bereits jenen schluchzenden Ton von sich, der mahnt, sich ihrer baldmöglichst zu entledigen.

Als wir, nach 8 Stunden herrlichen Schlafes, morgens 6 Uhr vor die Hütte treten, siehe da, strahlt der Himmel wieder in reinstem Blau und die vom zarten Rosaschein der Morgensonne umflossenen Berggipfel heben sich in wundersamer Klarheit in den Aether empor. Jenseits zur Linken die schlankgetürmten, edelgeformten Massive des Finsteraar- und Agassizhorns, zur Rechten die weiß schimmernden Spitzen der Fiescherhörner, des Eiger, Pfaffenstöckli u. a. m.

Wessen Herz aber muß nicht höher schlagen, wenn er zu dem auf unserer Seite trotzig steil in die Lüfte emporstrebenden Schreckhorn hinaufsieht. Diesem gigantischen Recken den Fuß auf sein stolzes Haupt zu setzen, die Blicke schweifen zu lassen über Täler, Hügel und Seen, das wäre höchster, edelster Genuß!

Um 10 Uhr kommt unser Ausreißer, Gusti, der im Wirtshaus Bäregg eine ebenso angenehme wie geruhsame Nacht verbracht hat, angelangt, mit der Absicht, auch den heutigen Tag der Ruhe und süßem Nichtstun zu weihen. Wir andern wandern nunmehr nach dem Zäsenberg hinüber, wo von den beiden Lichtbildnern, zu Graus und Schreck aller ängstlichen Gemüter, an exponierter Stelle verschiedene Aufnahmen gemacht werden. Noch ist aber unser Tatendrang nicht erschöpft. Die Durchquerung des hier von gewaltigen Séracs erfüllten Grindelwaldgletschers ist das Ziel unserer Wünsche.

Eine Märchenwelt öffnet sich vor uns. Spiegelglatte, beinahe senkrecht aufstrebende Wände, da und dort eingestürzt und zu einem Trümmerhaufen zusammengeschoben, an Schlösser mit zerfallenen Türmen und geborstenen Mauern gemahnend, Eiswände, Obelisken ähnlich, in wilden Zacken nach allen Seiten hinstrebende Gräte, teils noch aufrechtstehend, teils schräge, geneigt, jeden Augenblick einzustürzen. Dann wieder hochgewölbte, bläuliche, wie Triumphbogen dastehende Eisgebilde, unter deren Wölbung unermeßlich tiefe Abgründe lauern, gähnend wie der Krater eines Vulkans. Lichtdurchflossene, in Blau und Grün schillernde Eiskegel, überhängend, zur Seite gebeugt, in tausend wunderlichen Formen, wie sie der ewige Kampf der verschiedenen Kräfte der Natur erzeugt. Tief in den Schlünden hören wir das dumpfe Gurgeln des Wassers, das seltsam tönende Klinge abspringender Eisstückchen.

Lange wandern wir auf den starren Wogen dieses Eismeeres umher, über Brücken und schmale Gräte emporstrebend. Unsere Photographen, hier sind sie so recht in ihrem Elemente! Von Block zu Block, von Grat zu Grat, sie werden nicht müde, diese Wunder der Eiswelt auf die Platte zu bannen.

Allein die Zeit des Abschieds ist gekommen. Noch einen letzten Blick auf die zu Häupten im Sonnenlicht strahlenden Berge, einen Händedruck den drei zurückbleibenden, glücklichen Gefährten, dann geht's in raschem Lauf, über Bäregg und Grindelwald, Bern zu.

Hat uns auch Jupiter Pluvius die Fahrt zu euch, ihr Berge, etwas verwässert, das trotzige Schreckhorn, die hehre Jungfrau sich unnahbar gezeigt, wir haben dennoch eine Welt geschaut, deren erhabene Schönheit noch lange in unserer Erinnerung leuchten wird.

Das Erntefest oder Sichlete.

Aus „Uli der Pächter" von Jeremias Gotthelf. (Schluß.)

In der Glunggen ging es aber nicht so; in Kopf und Beinen hatte Breneli ein ander Eingericht. Kaum hatten die Leute die Arbeit beendigt, Staub und Schweiß sich abgewaschen, erscholl der willkommene Ruf zum Essen. Dieser Ruf kommt nicht vom Himmel her, noch ruft er in den Himmel; aber am Wohllaut desselben mag der arme Sterbliche abnehmen, wie herrlich und süß einmal der Ruf dorthin klingen wird. Diesmal zögerten die Leute nicht so unerträglich, wie es sonst der Fall ist; es war etwas, welches sie schneller in Bewegung setzte. Sie hatten alle ein gutes Vorurteil für Breneli; es war allen lieb; ein solcher Verstand bei einer so Jungen sei selten, hieß es. Uli schien ihnen dagegen wohl streng und allzusehr den Meister zu machen. Sie meinten: Einer, der selbst Knecht gewesen sei, sollte Verstand haben und begreifen, daß man sich nicht gerne zu Tode arbeite, d. h. nichts darnach frage, in einem Tage zu schaffen, woran man füglich zwei Tage trödeln könne. Es nahm sie nun aber doch sehr wunder und darüber war die ganze Ernte durch gesprochen worden, wie Breneli aufwarten und aufstellen werde: ob gehörig, daß man dabei sein könne oder ob Speise und Trank apothekermäßig ihnen zugeteilt werden würden?